Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 10

Artikel: Etwas über Kurpfuscherei [Schluss folgt]
Autor: Zimmermann, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667903>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gung entgegengebracht mit seinem herrlichen Gedichte: Hier unter diesem Rasengrün“. Als der Gesangverein der Zürcher Studenten anno 1858 seine heute noch in jedem Frühling stattfindende Maifahrt nach der Insel Ufenau ausführte¹⁾, wurde auch Keller dazu eingeladen. Noch zwei Jahrzehnte später erinnerte er sich jenes Tages, „als ob es erst gestern gewesen wäre.“ Ohne Wissen des Poeten hatte Baumgartner — dem Keller herzlich zugetan war — das schöne Gedicht „Ufenau“ („Hier unter diesem Rasengrün“) in Töne gesetzt und von der akademischen Jugend, deren Gesang er leitete, einüben lassen. Nun erscholl auf der grünen Insel, wo Hutten begraben liegt, das ihm zu Ehren gedichtete Lied. Nachdem die letzten Töne verklungen waren, konnte Keller die Tränen nicht mehr bemeistern und fiel seinem lieben Baumgartner um den Hals.

Am Nachmittage des 24. September 1797 besuchte G o e t h e mit seinem Freunde J. Meher von Stäfa aus die Ufenau. Er durchwanderte das Eiland, das im milden Glanz der Herbstsonne golden aufleuchtete, und beschaute vom Urnsberge aus freudestrahlend den blauen See mit seinen Weinbergen und Dörfern, das malerische Rapperswil mit seiner altersgrauen Burg und das ferne blinkende Schneegebirge.

* * *

Wir möchten den Abschnitt über die Ufenau schließen mit einem Worte des Dankes an das Stift Einsiedeln, welches die Insel Jahrhunderte hindurch unverändert zu erhalten verstand. Das stille, grüne Eiland heimelt uns neuzeitliche Kulturmenschen, die wir in ein so vielgestaltiges, ruheloses Leben verstrickt sind, außerordentlich an. Man kann nur mit Bangen daran denken, was aus dieser herrlichen Stätte hätte werden müssen, wenn es im Laufe des 19. Jahrhunderts einem Konsortium gelungen wäre, das „vernachlässigte“ Eiland zu erwerben und dem Fremdenverkehr zu „erschließen.“ Zutreffend bemerkt Dr. Ferdinand Keller: „Der Freund schweizerischer Altertümer kann sich nur freuen, daß diese Insel, welche für das Stift sowohl als die Umgegend von so hoher Bedeutung ist und die in ihrem jetzigen Zustande den Besucher plötzlich aus der Gegenwart in längst entschwundene Jahrhunderte versetzt, nie dauernd ihrem ursprünglichen Eigentümer entfremdet wurde. Denn man darf mit Recht annehmen, daß Einsiedeln seiner schönsten und merkwürdigsten Besizung diejenige Aufmerksamkeit und Fürsorge zuwenden werde, welche die noch stehenden kirchlichen Gebäude verlangen und verdienen.“

¹⁾ Siehe Adolf Freh, Erinnerungen an Gottfried Keller, Seite 64, Verl. Häffel, Leipzig.

Wege.

Wege gibt es, die zu Höhen führen,
Wege gibt es, die durch Täler schreiten,
Und die nie die müden Wanderfüße
Zu den lichtumflößnen Höhen leiten.

Und es heben aus den Schattentiefen
Sehnend sich die Blicke zu den blauen
Lichtumflößnen Höh'n, die ihre Gipfel
Sonnenfrunken in die Klarheit bauen.

Und es flehen hochehobne Hände
Sene andern, die dort Stufen schlagen,
Um die Führung, daß auch ihre Kräfte
Zielentflammt sich zu den Höhen wagen.

Johanna Siebel.

Etwas über Kurpfuscherei.

Ein Mahnwort von Dr. A. Zimmermann, Zürich.

Mein lieber Leser! Wenn ich es wage, in einer Zeitschrift, die in die Hände von tausend und abertausend Lesern der verschiedensten Richtungen gelegt wird, über dieses Thema zu schreiben, so weiß ich wohl, daß mein Wort da und dort auf guten Boden fallen mag, daß ich aber auch gelegentlich in ein Wespennest hineingreifen

kann. Und wenn ich es dennoch wage, so darf man mir glauben, daß ich es nicht aus Eigennutz tue, sondern aus der festen Überzeugung heraus, daß in dieser Hinsicht aufklärend zu wirken, nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht eines Arztes ist, besonders wenn er in unabhängiger Stellung sich befindet und sei-

nen Verdienst nicht mehr durch Ausübung des Arztberufes gewinnt, für den er einsteht. Ich spreche also zu Dir, lieber Leser, unbeschwert von Brotkorb und Existenzkampf, nur zur Sache als solcher und will versuchen, nicht in gelehrter Abhandlung, sondern mit einfachster logischer Gedankenentwicklung, Dich zu überzeugen, daß die Kurpfuscherei etwas Schädliches und Auszurottendes ist, und daß das Heil des Volkes in gesundheitlicher Beziehung einzig und allein bei der wissenschaftlichen Medizin und ihren Vertretern, den Ärzten, liegt.

Was versteht man eigentlich unter Kurpfuscherei? Was ist ein Kurpfuscher?

P f u s c h e n ist nach Grimms Wörterbuch „das unberechtigte, gegen die Zunftordnung verstößende, geschäftliche Arbeiten.“ „P f u s c h e n heißt, heimlich und unberechtigt eine nicht zunftgemäß gelernte, nur dem zünftigen Handwerker zukommende Arbeit verrichten, ein Handwerk unbefugt ausüben.“ Ein Pfuscher ist also einer, der einen Beruf ausübt, ohne dazu befähigt und dadurch befugt, berechtigt zu sein.

Kur bezeichnet nach Grimm Heilung und auch den Versuch zur Heilung, also die ärztliche Behandlung von Kranken. Demnach wäre ein Kurpfuscher, dem Wortsinne nach ein Mensch, der ohne dazu befähigt und berechtigt zu sein, Kranke heilen will und sie zu diesem Zwecke behandelt.

Aber auch so ist die Definition noch nicht vollständig erschöpfend und würde eventuell gewisse Ungerechtigkeiten heraufbeschwören können; man denke an den barmherzigen Samariter, der die Wunden eines Mitmenschen verbindet oder an den ausländischen Arzt, der in den Ferien in der Schweiz bei einem Unglücksfall helfend einspringt etc. Solche Leute ohne weiteres Kurpfuscher zu nennen, fällt uns gar nicht ein. Nein, wir nennen Kurpfuscher erst den, der gewerbsmäßig, d. h. zum Zwecke des Geldverdienens die Heiltätigkeit ausübt, zu der er weder befähigt noch berechtigt ist. Die bereinigte Definition wird also lauten: Kurpfuscherei ist die gewerbsmäßige Krankenbehandlung durch Personen, die dazu nicht die auf Grund eines Fähigkeitsausweises erhaltene gesetzliche Erlaubnis besitzen, und ein Kurpfuscher ist eine Person, welche gewerbsmäßig Krankenbehandlung ohne die auf Grund eines Fähigkeitsausweises erhaltene gesetzliche Erlaubnis ausübt.

Du fragst mich, lieber Leser, ob denn das wirklich so gefährlich sei, wie es immer dargestellt werde? Ich antworte Dir: Ja, das ist gefährlich und zwar eben aus dem gewiß triftigen Grunde, weil diese Leute zur Krankheitsbehandlung nicht befähigt sind. Ich halte diesen Grund als Arzt für viel wichtiger, als den andern: daß sie zur Ausübung des Heilgewerbes nicht berechtigt sind. Diese wilden Heilbeflissenen werden es allerdings nicht gelten lassen, daß ihnen diese Befähigung abgeht, und werden mit dem Brustton der Überzeugung und der Entrüstung ob einer solchen Zumutung das so laut als möglich der Welt bekannt geben; aber deswegen ist es eben doch wahr, und ich will dafür auch sofort den Beweis antreten.

Laßt uns zu diesem Zwecke einmal den Studiengang eines Arztes und denjenigen eines Laienpraktikers oder Kurpfuschers, wenn und soweit man diesen Namen überhaupt für dessen Ausbildung brauchen darf, miteinander vergleichen. Wem da nicht sofort die Augen aufgehen, dem ist überhaupt nicht zu helfen.

Der Arzt absolviert zunächst, wie jeder Schweizer, die obligatorische Volksschule — Primar- und Sekundarschule —, hernach vier Jahre die Mittelschule — das Gymnasium —, das ihm eine abgeschlossene, eine Grundlage für allgemeine Bildung verschafft, und das durch eine Schlußprüfung, eine sogenannte Maturität — einen Reiseausweis — abgeschlossen wird. Erst auf Grund dieses Reisezeugnisses ist ihm alsdann der Weg zur Hochschule geöffnet, der ihm ohne dasselbe verschlossen bleibt. Auf der Hochschule erwirbt er sodann in 6—7jährigem Studium die nötigen Kenntnisse zur Ausübung seines verantwortungsvollen Berufes, über deren Besitz er sich in drei Etappen und in drei Prüfungen — zwei propädeutischen und einem abschließenden Staatsexamen — ausweisen muß. In die beiden propädeutischen, d. h. Vorerziehungsetappen, die mindestens vier Semester umfassen, fällt das Studium aller jener Fächer, — Botanik, Zoologie, vergleichende Anatomie, Chemie, Physik, Physiologie und Anatomie —, die zum Verständnis der verschiedenen komplizierten Vorgänge im menschlichen Körper nötig sind; in der dritten, der klinischen Etappe, die sich ausschließlich in den Spitalern am Krankenbette abspielt, studiert er die Abweichungen und Veränderungen der erwähnten normalen chemisch-physiologischen Vorgänge im Körper, d. h.

die Krankheiten des menschlichen Körpers, medizinischer oder chirurgisch-geburtshilflicher Art, und wird eingeführt in die verschiedensten Untersuchungsmethoden, die zur Erkennung dieser Krankheiten unerlässlich sind. Wer im abschließenden Examen nicht über das geforderte Minimum aller dieser Kenntnisse verfügt, fällt durch und wird nicht zur Behandlung der kranken Menschen in der Praxis zugelassen.

Und nun der Kurpfuscher oder Laienpraktiker? Nichts von alledem, was vom Schulmediziner gefordert wird! Seine Schulbildung schließt gewöhnlich schon vor der Sekundarschulstufe ab, seine Ausbildung als Heilpraktiker verschafft er sich durch das kritiklose Selbststudium irgend eines naturheilkundlichen Lehrbuches, eines Bilz oder Kuhne, Rneipp oder Platen, oder irgend eines in Ausnützung einer Geschäftskonjunktur zur sogen. Naturheilkunde übergetretenen abtrünnigen oder durchgefallenen Schulmediziners. Wenn es hoch kommt, wird einer der in Deutschland erteilten neunmonatigen Lehrkurse für Laienpraktiker durchgemacht; man erwirbt als äußeres Zierat irgend einen hochtönenden Titel oder erhält ein Fachdiplom. Und mit dieser Scheinbildung und dem verdeckenden scheinwissenschaftlichen Titeldemantelchen geht's auf das kranke Publikum los mit einer ebenfalls in diesen Kursen erlernten Reklamefertigkeit, die ihre Dienste tut und in vielen Fällen nur allzureiche Früchte trägt.

Ich frage Dich, lieber Leser, bei welcher anderen Angelegenheit des täglichen Lebens würde ein vernünftiger Mensch sich an solche Sachverständige wenden? Läßt einer jemals Pläne für ein zu bauendes Haus von einem Fabrikarbeiter machen? Läßt Du Dich in Kleidersachen von einem Schmied, statt von einem Schneider beraten oder Dir Deine Schuhe bei einem Zuckerbäcker an Stelle eines Schusters anfertigen? Läßest Du Deine Prozesse, wo es doch nur um Geld oder Geldeswert geht, von einem Juristen oder von einem Tramkondukteur führen? Und gerade da, wo es sich um weitaus mehr, als um Vermögenswerte, wo es sich um das Kostbarste, das Du besitzt, um Deine Gesundheit handelt, solltest Du zum Kurpfuscher laufen anstatt dem studierten erprobten Arzte Dich anzuvertrauen? Hältst Du es wirklich für möglich, daß man ohne Kenntnis der Anatomie, der Physiologie, ohne biologisches Experiment, ohne Chemie, ohne Sektionen, durch bloßes Selbststudium oder in einer neunmonatigen Schnellbleiche den kompli-

ziertesten aller Mechanismen, den menschlichen Körper, kenne und ihn in kranken Tagen behandeln lernen könne? Der gesunde Menschenverstand sollte einem eingeben, daß das unmöglich ist, und daß es eine Gefahr für Leib und Leben bedeutet, sich solchen ganz und gar nicht vorgebildeten Laien-Stümpfern in kranken Tagen anzuvertrauen. Wohl hat einmal ein Laienpraktiker alle diese Erwägungen kurzerhand und frivol lächelnd mit dem Ausspruche abgetan: Das sei alles gar nicht nötig — Heilen sei eben keine Wissenschaft — heilen sei eine Kunst! Dem halte ich entgegen: Nein! Heilen ist eine Wissenschaft und eine Kunst zugleich, und wer es unternimmt, kranke Menschen in ihren Leiden zu behandeln, der muß viel wissen und viel können.

Woher kommt es aber nun, daß es immer und immer doch wieder Menschen gibt, die sich diesen unwissenden Kurpfuschern, statt dem Arzte, zuwenden?

Darauf antworte ich: Das liegt im menschlichen Aberglauben begründet, der auf keinem andern Gebiete üppiger seit alten Zeiten ins Kraut geschossen ist, als gerade auf dem der Medizin. Und ferner in der Tatsache, daß es dergleichen wohl kein Gebiet gibt, — die Politik vielleicht ausgenommen — auf dem jeder, auch der Einfältigste, sich mehr zu einem Urteil berechtigt hält, als das Gebiet der Medizin. Dazu kommt weiter ein immer noch in jedem Menschen spukendes, ganz generelles Mißtrauen gegenüber dem gebildeten Mediziner — sicherlich ein Überrest aus den Zeiten, da die ärztliche Kunst noch sehr im Argen lag — und das sich merkwürdigerweise bis auf die heutige Zeit im Menschengeschlechte erhalten hat. Auch eine — der Wunsch ist jedenfalls der Vater des Gedankens — sich da und dort geltendmachende U b e r s h ä t u n g des ärztlichen Könnens, das dann gelegentlich zu bitteren Enttäuschungen führt, spielt wohl dabei eine gewisse Rolle.

Dann aber ist dies Überlaufen ins kurpfuscherische Lager weiter sehr stark dadurch bedingt, daß der Kurpfuscher auch da flottweg Heilung verspricht, wo der seriöse Arzt in seiner Bescheidenheit eingestehen muß: „Ich bin am Ende meiner Weisheit und meines Könnens angelangt“ — Heilung verspricht, auch wenn er genau weiß, daß er lügt, um des schnöden Gelderwerbes willen, bewußt lügt.

Ich wiederhole also: Die Kurpfuscherei ist eine Gefahr für die leidende Menschheit, und man hat allen Grund, sich vor ihr zu hüten, sie

zu bekämpfen und so gut es geht — eine außerordentlich schwere Aufgabe — sie einzuschränken.

Die Gefahr liegt nun nicht einmal darin, daß gelegentlich einzelne Menschen Kurpfuscherei betreiben; die eigentliche Gefahr liegt vielmehr darin, daß diese Kurpfuschereibetreibung systematisch geschehen kann, d. h. daß daraus besondere Systeme und Lehren gemacht werden. Die Menschen, die sie betreiben, haben sich zum Teil zu Verbindungen, Gesellschaften oder sonstigen Vereinigungen zusammengeschlossen. So ist ein

förmliches Sektenwesen entstanden, das sich damit beschäftigt, diese abergläubischen Lehren besonders zu kultivieren und zu verbreiten. Diese Sekten bekämpfen sich wohl untereinander, kämpfen aber einzeln und gemeinsam auch stets gegen die wissenschaftliche Medizin und stiften dadurch, daß sie es verstehen, durch allerhand Vorspiegelungen, z. T. direkt durch Betrügerei, den Glauben und das Vertrauen größerer Volksschichten sich zu erwerben, außerordentlich großen Schaden. (Schluß folgt.)

Vom Heizerbübchen zum Manne aus eigener Kraft.

Es ist unwahrscheinlich, aber für uns und unsere Zeit charakteristisch, daß ich als guter Winterthurer zuerst das Schwabenalter erreichen und halb Europa durchqueren mußte, um in einem Nest der veronesischen Tiefebene zum ersten Mal zu sehen, wie eine Sulzer-Ventilation, wie Rieter-Gaspeln und -Spulen, wie Hoenegger-Zettelmaschinen aus Rütli aussehen und wie sie arbeiten. Der Einblick in eine moderne, groß angelegte Spinnerei war für mich um so interessanter, als ich soeben in eingehendem Spezialstudium die uralten Nesthoden der primitiven Handverarbeitung von Hanf, Flach und Wolle bei den Bauern Oberitaliens kennen gelernt hatte. So war es für mich eine wahre Offenbarung zu sehen, wie das wissenschaftlich beobachtende Auge des Erfinders die einfachen Bewegungen der empirisch arbeitenden Bauernfrau bewußt in ihre einzelnen Elemente zerlegen und jede Bewegungsphase einer einfachen, aber sinnreichen Maschine übertragen konnte. Die 100 Maschinen mit ihren 1000 Rädern und Spulen und den 10.000 wohlgeordneten Fädchen waren etwas Bewunderungswürdiges. Aber noch weit wunderbarer schien mir der Kopf des Mannes, der das alles geschaffen hatte. Der Blick, den ich in die Seele und das Leben dieses Schweizers tun durfte, freute mich noch weit mehr als die Fabrik, die er leitet.

Wie ich im April 1921 auf einer Studienreise in einer größeren Ortschaft südlich Verona Halt machte, wies der Gemeindefschreiber mich auf eine Erkundigung hin an den Direktor der dortigen Spinnerei, einer der größten Italiens. Dener sei auch ein Schweizer, und da er sich nicht nur um sein Geschäft kümmere, sondern auch für das ökonomische und geistige Leben seines Ortes lebhaftes Interesse habe, werde ich sicher gute Aufnahme und Auskunft finden, um

so mehr als der Direktor durch seinen intensiven Kontakt mit den Arbeitern diese und die Gemeinde sehr gut kenne und darum auch allgemein geschätzt werde.

Diese Empfehlung gab mir ein sozialistischer Sekretär einer sozialistischen Gemeinde. Das und der heimelige Glarner Name flößten mir Hoffnung ein. Und wirklich, auf den ersten Blick erkannte ich den Schweizer und von welcher Art der Mann.

Der Herr über 1000 Arbeiter, in dessen Fabrikmauern man mit Leichtigkeit das ganze Dorf stellen könnte, kam bescheiden und im Arbeitsgewand am Rand der Allee herauf, mit sicheren Schritten, aber fast etwas schief, wie einer, der schon viel geschafft hat und eine mächtige Last auf den Schultern trägt. Eher klein, gedrungen, mit blondem Spitzbärtchen, den Kopf leicht vorgeneigt; aus tiefliegenden, etwas ungeschatteten, blauen Augen sieht er mit freundlich forschendem Blick auf den Fremden. Ein Wort und wir haben uns gefunden. Wir gehen auf und ab unter den freudig sprossenden Bäumen seines Gartens, den er selbst gepflanzt, im schattenlosen Land der gestutzten Bäume, um etwas freitreibendes Grün, etwas Lannengeruch, etwas Schweiz zu haben. Kaum habe ich mich fertig vorgestellt, bricht der Direktor in helles Lachen aus. Ob ich also wohl der Mann sei, der soeben zwei seiner Arbeiter auf der Straße ausgefragt habe nach Lehrer, Pfarrer, Sekretär, deren Wohnung und nach der Art dieser Fabrik? Sie seien soeben zu ihm gekommen, um ihn zu warnen, denn der Herr gefalle ihnen gar nicht, das müsse offenbar ein bolschewistischer Anstifter sein. Er solle sich hüten. Wir lachten natürlich gewaltig über das treffende Urteil, das mich nicht erschreckte, aber mir einen gewaltigen Respekt einflößte vor dem